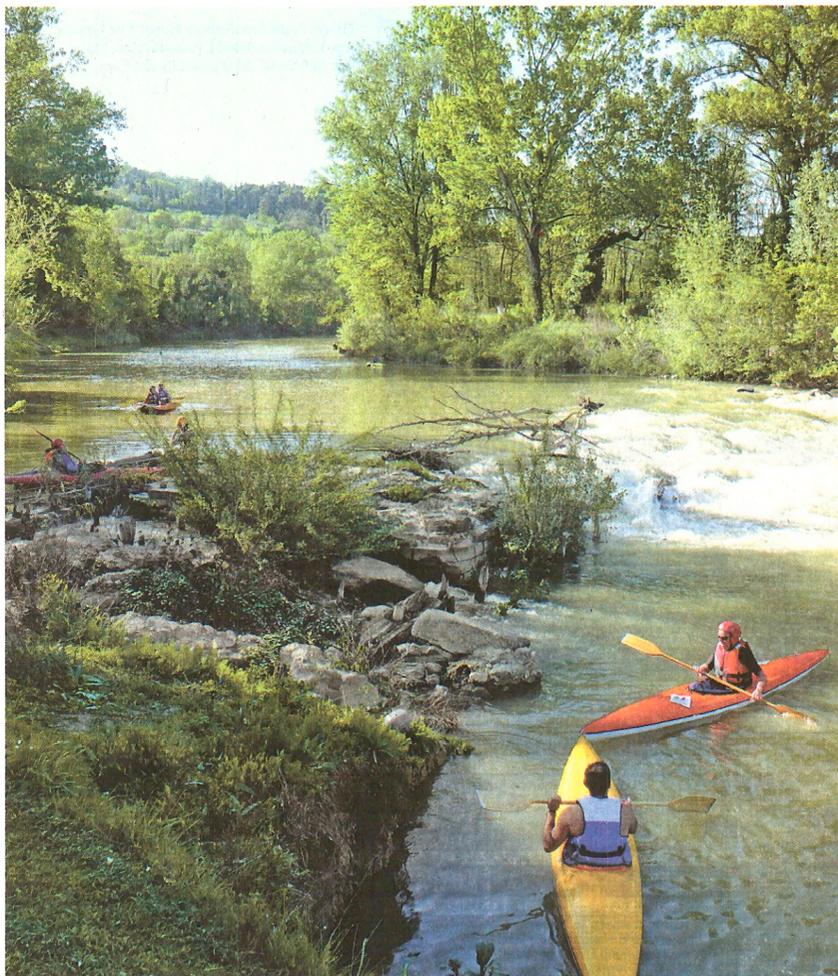


Die Italiener behalten immer gute Laune. Oben: Mitstreiter Nazareno auf dem Dach seines Wohnmobils. Unten: Paddler am Etappenziel Pretola



Tiberfahrt

Anreise: Flug nach Rom, dann mit Trenitalia (www.trenitalia.com) zum Beispiel nach Perugia und weiter mit lokalen Bussen und Bahnen

Wanderpaddeln: Die Discese Internazionale del Tevere findet immer Anfang Mai statt. Sie ist offen für jedermann; Vorkenntnisse im Paddeln sind empfehlenswert. Teilnahmegebühr inklusive Verpflegung am Abend 160 Euro, Bootsmiete 200 Euro, www.discesadeltevere.org

Unterkunft: Am Start: Hotel Le Mura, Via Borgo Farinario 24, 06012 Città di Castello, Tel. 0039-075/852 10 70, www.hotellamura.it. DZ ca. 70 Euro inkl. Frühstück. Unterwegs: Die Veranstalter organisieren Sammelunterkünfte wie Turnhallen und Gemeindegäle. Viele Teilnehmer übernachten auch im eigenen Wohnmobil: Die Autos werden morgens zum Ende der Etappe gefahren, per Bus geht es dann zurück zum Ausgangspunkt. Am Ziel: Hotel Atlante Star, Via Giovanni Vitelleschi 34, 00193 Rom, Tel. 0039-06/687 32 33, www.atlantestahotel.com. DZ ab 165 Euro

Info: Italienische Zentrale für Tourismus ENIT, Barckhausstraße 10, 60325 Frankfurt am Main, Tel. 069/23 74 34, www.enit.it

Ein Mann, ein Boot

Paddeln bis nach Rom! BJÖRN ERIK SASS hat an der Internationalen Tiberfahrt teilgenommen – und weder den rasenden Heinz noch die Stromschnellen gefürchtet

Und zur Mittagszeit des 1. Mai 2012 erreichte ich an der Spitze meiner Flotte endlich Rom. Hinter der Milvischen Brücke bezwangen wir eine letzte Schnelle, ich nahm die Fahrt aus dem Boot, schob den Helm ein wenig in den Nacken und schaute zurück, auf meine Mitstreiter, auf die langen Tage unterwegs, mühsam dem Flusse abgerungen. Und weil ich diese Reise nicht für mich unternommen hatte, sondern das Werk eines anderen damit vollendete, dachte ich: Wäre er nun zufrieden? Würde er auf die vielen Boote um mich schauen und lächeln? So in etwa male ich mir meinen Reisebericht für die Nachwelt aus. Bis ich beinahe baden gehe: Mein Kanu treibt gegen einen Stein, gerät quer zur Strömung und droht zu kentern. Mit einem Schlag bin ich wieder im Jetzt und bringe eilig mein Gefährt ans linke Flussufer.

Dass man besinnlich wird, das geht schnell auf dem Tiber. Vor einer Woche bin ich nach Città di Castello im italienischen Umbrien gereist, um bei der Discesa Internazionale del Tevere mitzumachen, der Internationalen Tiberfahrt nach Rom. Um die 400 Kilometer ist der Tiber lang. Etwa die Hälfte der gesamten Flussstrecke legen die Teilnehmer binnen einer Woche in Kanus, Kajaks und Kanadiern zurück, rund 25 Kilometer am Tag; einige Zwischentappen fahren sie im Auto. Die Discesa wird von drei Kanuklubs organisiert. Deren Teams sind jeweils für einen Teil der Strecke verantwortlich und sichern die kniffligeren Stellen.

Meckern oder Haltung zeigen? Will ich eine Anita sein oder ein Heinz?

Ich stellte mir das zu Hause nun so vor, dass ich in einem elegant geschnittenen Kajak durch liebliche Landschaften gleiten würde, immer wieder unterbrochen durch Wildwasserabschnitte, auf denen wir uns gegenseitig Mut und Kraft beweisen würden; im Geiste sah ich viel Sonne und roch Blumenwiesen. Tatsächlich regnet es in Città fürchterlich, und es ist kälter als zu Hause in Norddeutschland. Man zeigt mir mein Leihboot, und ich geniere mich entsetzlich: ein Sit-on-top, ein offenes Kajak ohne Oberdeck, ein Badewannen-Ponton-Ästhetikbrot in Orange, dazu ein neongrünes Paddel, eine gelbe Schwimmweste. Nur der Helm macht mir Mut, der hat so tiefe Rillen vom Schubbern gegen Steine im Strom, der strahlt Action aus.

Am ersten Tag transportieren wir die Boote ein Stück flussaufwärts nach Sansepolcro, von dort werden wir zum Warmwerden zurück nach Città paddeln. Bei Sansepolcro ist der Tiber vielleicht 30 Kilometer alt, noch bachschmal, und er führt kaum Wasser. So wird unsere erste Ausfahrt ein nasser Marsch: Die Kajaks sitzen ständig auf; wir müssen aussteigen, die Boote ziehen, einsteigen, paddeln, wir sitzen wieder auf, ziehen. Hoch in den Bäumen hängt Müll, angeschwemmt von der letzten Flut. In meinen Neoprenstiefeln schwappt modrige Suppe. Aus den Abwassereinleitungen riecht es nach Waschmaschine. Ich weiß, ich klinge empfindsam, aber italienische Ferien habe ich mir pittoresker ausgemalt.

Unsere Gruppe, das sind viele Italiener, etliche Deutsche und ein Schweizer, alte Hasen und blutige Anfänger. Die Italiener wirken immer noch lustig. Im deutschen Eck ist die Laune nicht ganz so spritzig. »Ich muss dir ehrlich sagen«, sagt Anita aus dem Rheinland, »das hätten die Organisatoren vorher doch prüfen müssen, ob man hier fahren kann.« Anita sagt viele »Ich muss dir sagen«-Sätze; es ist leichter, ihre Sprechpausen als ihre Sätze zu zählen. Manfred zieht regelmäßig sein GPS-Gerät aus dem wasserdichten Packsack, um zu sehen, wie weit wir schon sind. Nur Heinz, mit Mitte 70 der Älteste aus dem deutschen Eck, ackert stoisch in vorderster Position des Feldes. Ich frage mich also: Will ich meckern, oder will ich Haltung zeigen, will ich eine Anita sein oder ein Heinz?

Da fällt mir etwas ein: Als ich alt genug war, meine Eltern zu fragen, warum sie mir gerade diesen Vornamen gegeben hatten, erzählten sie mir die Geschichte von Björn Eisensteite. Der war ein dänischer Wikinger. Weil er kein Land hatte, dafür aber einige Dutzend Schiffe unter seinem Kommando, nannten sie ihn einen Seekönig. Um 850 unserer Zeitrechnung segelte er der Legende nach ins Mittelmeer und plünderte eine Stadt. Er dachte, es sei Rom. Startdessen hatte er die Stadt Luna zerlegt. Ich weiß bis heute nicht, was mir meine Eltern mit dieser Geschichte auf den Weg geben wollten, aber hier auf dem Tiber beschließe ich: Und ist mein Schiff auch nur eine orangefarbene Plastikbadewanne, ich werde Rom für meinen

Namensahn einnehmen. Und siehe: Mit der lebensbejahenden Einstellung eines Wikingerhüptlings auf Beutezug macht die Bootsfahrt gleich wieder Spaß.

Auf halber Strecke streichen die italienischen Kollegen für den ersten Tag kollektiv die Paddel. Sie telefonieren Kleinbusse herbei und lassen sich vorzeitig wieder nach Città bringen. Finde ich sehr souverän. Das deutsche Eck kämpft geschlossen weiter. Irgendjemand murmelt, dass der Italiener sich ja schon mal aus dem Staub gemacht habe, als es ungemütlich wurde, und die Deutschen dann allein dagestanden hätten. Kurz bin ich unentschieden, ob ich mich nicht auch gemächlich ins warme Hotel kutschieren lassen soll. Doch das passt nicht zu dem Pfad, den ich eingeschlagen habe. Ein Eisenseite kann irren, aber er macht weiter!

So halte ich es die ganze Woche: Wird es unangenehm oder öde, denke ich an den altvorderen Dänen und male mir aus, was er unternommen hätte. Dieser Optimismus färbt ganz schnell auf Land und Wasser ab: Das Wetter ist schon am zweiten Tag besser, die Sonne kommt heraus, der Fluss wird breiter und tiefer und strömt schneller. Endlich wird richtig gepaddelt.

Ich bin vorher noch nie auf einem Fluss gefahren, nur auf meinem Meer. Hier ist alles anders. Der Tiber liegt meist tief in seinem Bett, seine Ufer sind so dicht bewaldet, dass man über Stunden nicht weiß, was ringsum ist. Dann diese Boote – so viele verschiedene Bauformen statt einfach lang und schmal. Ein paar der größten, massigsten Kerle sitzen in den kleinsten Nusschalen. Das sieht aus, als stünden sie im Wasser und trügen eine Kajaktrappe um die Hüften, weil man sich nicht vorstellen kann, dass in so eine kurze Wildwasserrodeo-Plastikschüssel ein Paar Beine horizontal ausgestreckt hineinpasst. Mit diesen Booten spielen sie in den wilderen Teilen des Stroms.

Denn anders als mein Meer hat der Tiber Hindernisse: Wehre, Brückenpfeiler, Felsbrocken oder angeschwemmte Bäume formen immer wieder Schwallwasser und stehende Wellen. Vor der ersten Stromschnelle meines Lebens überlege ich kurz, ob mir mulmig sein sollte. Aber dann entdecke ich unten Fabio und einen seiner Kameraden vom Kanuklub aus Città di Castello. Fabio, groß und schwer, mit Boxernase, sieht aus wie ein Hauodegen-Zenturio aus einem Asterix-Comic; im Vereinshaus hingen Fotos von ihm bei Wildwasserabfahrtsrennen, den Blick knallhart durch die Gischt nach vorn gestemmt. Die beiden kennen natürlich ihren Flussabschnitt. Sie sind vorgepaddelt, haben ihre Boote zwischen Felsen verkeilt und warten rechts und links der Idealfahrlinie, Rettungsleinen in den Händen. Die würden sie mir zuwerfen, sollte ich kentern.

Sie stehen in einem solchen Schwall aus Wasser und Sauerstoff und sprudelnder Kraft, da will ich unbedingt auch hin. Rumpelnde Wellen und über Steine und fühle mich spektakulär. Aufgepumpt, durchflutet. Und wikingersagenhaft waghalsig. Leider schaue ich mich dann noch mal um und erkenne, das waren nur etwa zwei Meter Höhenunterschied.

Je weiter wir den Fluss hinunterkommen, desto seltener werden die Hindernisse. Am Anfang war der Tiber zehn Meter breit, nach ein paar Tagen sind es schon 50. Die Fahrt wird ruhiger, das Feld zieht sich auseinander. So kann jeder in seinem Tempo paddeln. Das der meisten ist gemächlich, und vorne fährt Heinz. Quasi immer. Heinz war mal Rennpaddler, das bleibt er im Herzen natürlich. Er mag es, wenn man ihn einen Friedhofsverweigerer nennt, und kann nur ganz schlecht im Mittelfeld herumdümpeln. Also zieht er an der Spitze seinen Schlag durch und lauert, ob sich jemand an ihm vorbeizuschleichen droht.

Pappelsamen fallen, als schneite es. Auf dem Wasser liegt ein Flokati

Ab und an denke ich mir, guckste mal, wie viel Saft im Heinz noch steckt. Der nimmt jede Herausforderung dankbar an. Sobald er mein Boot hinter sich spürt, erhöht dieser Bullterrier im abgeschredderten Plastikajak Paddeldruck und Frequenz und schaut noch sturer geradeaus. Ich hingegen lande regelmäßig an der Böschung oder zwischen umgeknickten Bäumen. Bis ich lerne, den Tiber zu lesen, so wie Heinz: Ein Fluss hat nicht nur eine Richtung, und in die fließt halt das Wasser. Es gibt eine Hauptabwärtsströmung, die relativ schmal ist, und direkt daneben Strudel und Rückströme. Achte ich auf die Zeichen des Flusses, komme ich wenigstens gleichauf mit Heinz.

Nach solchen Rennen lasse ich mich zurückfallen, ganz nach hinten, oder fahre ein

paar Meter zur Seite. So im Abseits kann ich mir einbilden, nur noch der eigene Bug zerschneide das Wasser; und ich will immer noch behutsamer paddeln, um die spiegelglatte Oberfläche nicht mit hässlichen Strudeln zu verunstalten. Wie bei einer Wanderung zu Fuß driften die Gedanken dabei herrlich leicht weg, bis man gar nichts mehr denkt. Die Pappelsamen von den Bäumen am Ufer fallen so dicht, als schneite es, und auf dem Wasser liegt ein Flokati. Als sich der Fluss weiter, weichen auch seine Uferwände immer wieder mal zurück. Dann sehe ich umbrische Hügel, und wie im Film stehen obendrauf ein altes Haus, Zypressen, Pinien.

Es wird immer ruhiger; das liegt auch daran, dass wir weniger werden. In Città sind wir mit 50 Booten gestartet, am vierten Tag geht die Zahl runter auf elf. Viele machen nur ein paar Etappen mit. Wir wenigen aber, wir wenigen Glücklichen, wir richten uns in unseren Routinen ein. Wenn am Nachmittag Feierabend ist, kontrolliert Manfred immer auf seinem GPS-Gerät, ob die bewältigten Tageskilometer mit den Angaben der Organisatoren übereinstimmen: »Heute 23,7 Kilometer statt 20 wie angekündigt, das ist doch ein Unding!« Dann werden die Boote verladen, wir fahren ein paar Kilometer zu einem Gemeindegäle, dem für uns ausgeräumten Lager eines Ökobauern, einer Kirche. Dort parkt das deutsche Eck stets als Wagenburg; die Italiener halten irgendwo.

Heinz und seine Frau sind auch hier regelmäßig die Ersten. Wenn ich noch gemächlich in meinem stinkenden Neoprenanzug stecke und bedauere, dass es heute nicht noch weitergeht, hat Resi längst die Klamotten auf die Leine gehängt, Tisch und Liegestühle aufgestellt und sich gekämmt. Der Organisationsgrad im deutschen Eck ist bewundernswert hoch. Als ich am Sonntag tagsüber nichts zu essen habe, weil ich am Vortag nicht zum Einkaufen kam, schenkt Resi mir eine Dose Zwiebelmarmelade. Und Manfred kann sich bis zum Ende mit Stullen aus heimatischem Schwarzbrot stärken.

Ich selbst habe inzwischen mein eigenes Reiseritual gefunden und die italienischen Dorfbars für mich entdeckt. Sie sind unterwegs fast die einzigen Gelegenheiten, urbanes Leben zu schnuppern. Also trinke ich jeden Morgen drei Caffè americano und esse zwei Schokoladencroissants und zahle dafür keine fünf Euro und sehe begeistert zu, wie unterschiedlich wir und die Italiener bei den wichtigen Details des Lebens sind. Deutsche schütteln den kleinen, viereckigen Zuckerbeutel zum Kaffee ein, höchstens zweimal kräftig durch. Italiener nehmen das Tütchen zwischen Zeigefinger und Daumen und schütteln es zehn, zwanzig Sekunden. Bedächtigt, als würden sie damit das Einrühren des Zuckers in den Kaffee vorwegnehmen. Ich mache es wie sie, dabei geht mir endgültig jede Hektik flöten.

Am letzten Morgen bleibe ich besonders lange in der Dorfbar. Erstens schmeckt der Kaffee sehr gut. Und zweitens habe ich ein Problem: Ich will zwar unbedingt weiterpaddeln. Aber in ein paar Stunden ist ja alles zu Ende. Immerhin macht mich der viele Kaffee noch wacher für die letzten Kilometer. Heute setzen wir an einer steilen Böschung ein. Ein paar Mutige steigen oben in die Boote und rutschen von dort ins Wasser. Um bei der Einfahrt in die Stadt ein hübsches Bild abzugeben, werden wir gebeten, dicht zusammenzubleiben. Heinz versucht ein paar Mal, nach vorn zu gehen. »Du sollst nicht so rasen, das ist eine Wanderfahrt«, sagt Resi. Öfter als in den vergangenen Tagen halten wir nun mitten auf dem Wasser, treiben ein bisschen als großer Paddlerschwarm und ziehen dann gemächlich weiter. Am Ufer stehen Angler. Die schauen uns zu, wir schauen ihnen zu, und keiner weiß, wer es gemühtlicher hat.

Der Müll, der an den ersten Tagen in den Bäumen an Land hing, ist immer weniger geworden, doch jetzt steht da manchmal eine einzelne Pappel, ihre Krone dicht mit Plastikfetzen durchwebt. Steht aus wie ein buddhistischer Opferbaum. Dann noch viel mehr Müll. Der hat merkwürdigerweise die Form von Hüften. Ein Italiener bemerkt meinen Blick. »Zigeuner-Favelas«, sagt er. Ich hatte mir meinen ersten Blick auf Rom glamouröser vorgestellt. So kurz vorm Ziel müsste ich bersten vor Ungeduld, endlich fast angekommen zu sein. Doch jetzt bleibe ich gern noch ein paar Tage auf dem Fluss. Am liebsten würde ich die Augen schließen, eine Stunde blind weiterfahren und dann irgendwo dort draußen allein auf dem Tiber wieder sehen.

Und so erreichte ich zur Mittagszeit des 1. Mai mit meiner Flotte Rom. Björn Eisensteite hätte der Stadt gründlich gezeigt, wie sehr er sich freut, dort zu sein.